

EMMANUEL
BOVE

EIN VATER
UND SEINE TOCHTER

EDITION
diá

EMMANUEL BOVE

Ein Vater und seine Tochter

Roman

Aus dem Französischen
von Gabriela Zehnder

Edition diá

Jean-Antoine About galt im Stadtviertel der Place Vintimille als wunderlicher Mann. Sein Alter war schwierig zu bestimmen. »Ich bin sicher, er ist gut und gern sechzig«, sagten die einen. Andere sahen in ihm einen Mann reiferen Alters, der vorzeitig gealtert war. Obschon er zu Beginn des Jahrhunderts in dieses Viertel gezogen war, kannte man ihn erst seit fünf, sechs Jahren vom Sehen. Seine unordentliche Kleidung, sein schmutziges Äußeres, sein verstörter Gesichtsausdruck hatten die Leute auf ihn aufmerksam gemacht. Was aber den kleinen Ladeninhabern der umliegenden Straßen vor allem keine Ruhe ließ, war die Tatsache, dass er in einem Bürgerhaus wohnte, über dessen Fassade sich im zweiten und fünften Stockwerk der ganzen Länge nach ein Balkon zog.

Dieses Haus, in dem Jean-Antoine About eine der zwei Wohnungen in der vierten Etage bewohnte, stand in einer Straße in unmittelbarer Nähe des Square Vintimille, und tatsächlich erblickte er einen Teil des Gitters und die ersten Baumgruppen des kleinen Parks, wenn er sich aus dem Fenster lehnte. Oft stand er mit aufgestützten Armen am hintersten Fenster der Wohnung. Es gehörte zu einem Zimmer, dessen abgeschrägte Wand das Nachbarhaus berührte und daher unpraktisch war. Aus diesem Grund war der Raum auch als Badezimmer eingerichtet worden und diente nun als Abstellkammer.

Jean-Antoine About hatte sich hier einen kleinen Winkel eingerichtet, worüber seine Frau, als sie sein Leben noch geteilt hatte, zu spötteln pflegte: »Du brauchst wohl immer einen klei-

nen Winkel! ...«, oder: »Kannst du denn nicht leben ohne Verschlag?«

Von diesem Platz aus überschaute er ein Drittel des Squares, was ihn erbitterte, wenn sich ein Unfall ereignete oder ein Streit losbrach, denn in diesen Situationen bot sich seinen Augen nur eine der Parteien oder nur der vordere Teil eines Automobils dar. War er angekleidet, ging er dann hinaus, mischte sich unter die Schaulustigen und spähte zu den Fenstern hoch, um mit Handzeichen zu bedeuten, »es lohne sich herunterzukommen«. Doch diese Zeichen brauchten nur von ihm zu kommen, damit keiner der Mieter, die an die Fenster geeilt waren, sich rührte.

Man ging ihm aus dem Weg. Es gab Leute, die sich nach ihm umdrehten, wenn er vorbeiging, andere wichen aus wie bei Betrunknen, von denen man befürchtet, sie könnten einen Schritt zur Seite tun. Er schaute die Frauen auf so unverschämte Art und Weise an, dass die Mütter, wenn er näher kam, ihre Töchter einschlossen, dass manche Passantin, um ihm zu trotzen, die Augen nicht niederschlug, während andere sich bemühten, ihn zu ignorieren. Er blieb vor den Geschäften stehen, um die Verkäuferinnen zu begaffen. Man sagte, er gehöre in Polizeigewahrsam. Mehrere Ladenbesitzer hatten ihm mit einer Tracht Prügel gedroht. Er verkehrte mit zwielichtigen Gestalten ohne abknöpfbaren Kragen und mit auffälligen Stiefeletten, in deren Gesellschaft er in Cafés gesehen worden war. Schließlich führte die Polizei auf die Bitte zahlreicher Bewohner des Stadtviertels, die eine Art Petition eingereicht hatten, eine Untersuchung durch. Doch sie ergab nichts.

Antoine About lebte allein mit einer alten Dienstmagd namens Nathalie, die er duzte, die er beschimpfte, der er jedoch völlige Freiheit ließ. Eine fixe Idee trieb ihn dazu, ihr den Hof zu machen. Er konnte ihr nicht gegenübertreten, ohne zu versuchen, sie mit einem anzüglichen kleinen Lachen um die Taille zu fassen. Sie wies ihn sanft zurecht. Wie ein Kind behandelt zu werden brachte ihn nicht in Harnisch. Geduldig versuchte er

erneut, seine Dienstmagd zu küssen, ohne dass deren Weigerung ein Gefühl der Wut oder der Enttäuschung in ihm auslöste. Etwas wie Angst, wie Schwäche bewirkte, dass seine Annäherungsversuche harmlos blieben, und Nathalie nahm sie nicht ernst. So verging kein Tag, an dem er ihr, in der Vertiefung einer Tür verborgen, nicht auflauerte und sich auf sie stürzte.

Und sogar in der Nacht, wenn er nach Hause kam, versuchte er, in Nathalies Zimmer einzudringen, die es nicht versäumte, ihre Tür abzuschließen. Da klopfte er dann, flennte, rief: »Mach mir auf ... Nathalie ... ich liebe dich ... mach mir auf ...« Danach ging er zu Bett, ohne sich auszuziehen, ohne Licht zu machen, wie zu der Zeit, als er Kommis war und in einer Mansarde wohnte.

Eines Morgens, als er sich anschickte auszugehen und immer wieder zu Nathalie sagte: »Was machst du nur? Bist du noch nicht bereit!« – denn er ging gern mit ihr die Treppe hinunter aus Angst vor den Concierges und vor den Geschäftsinhabern der unmittelbaren Umgebung – und als er ihr mit den Worten drohte: »Ich werde dich davonjagen wie eine Hündin ... wie eine Hündin ...«, klingelte es. Er ging zur Tür und sagte: »Heute öffne ich selber.« Eine Frau in schwarzem Kittel hielt ihm ein Telegramm hin. Seine Gesichtszüge veränderten sich. Eine innere Erschütterung ließ seine blassen Wangen leicht erröten. Er wurde ganz aufgeregt. Dennoch stieg im Durcheinander seines Geistes der Gedanke an die Oberfläche, man sollte ein Trinkgeld geben.

»Nathalie ... Nathalie ... bring einen Franc.«

Er nahm das Telegramm entgegen. Die alte Dienstmagd hatte die Tür wieder geschlossen und stand neben ihm.

»Ist es für Sie oder für mich?«, fragte sie.

Er las die Anschrift und antwortete:

»Ich weiß nicht.«

»So lesen Sie doch.«

Wieder schlug er die Augen nieder.

»Ich glaube, es ist für mich.«

»Ist es nun für Sie oder für mich?«

Er riss es auf. Mit einem Blick überflog er die einzige Zeile, die darauf geschrieben stand. Er stotterte: »Es ist für mich.« Sein Gesicht bedeckte sich mit einer leichten Schweißschicht. Er wollte eine ungezwungene Haltung einnehmen, das Telegramm wieder zusammenfalten, doch seine Finger zitterten.

»Worum geht es?«, fragte Nathalie.

Er antwortete nicht. Sie nahm ihm das Telegramm aus den Händen und las: *Bin krank. Verzeih. Komme heute Abend nach Hause. Edmonde.*

Antoine About ging in sein Zimmer. Er war trunken vor Glück. Zuweilen bewirkte eine Art Gedächtnisverlust, dass er das Telegramm seiner Tochter für Sekunden vergaß. Ihm schien dann, als herrsche finstere Nacht um ihn und als gebe es, irgendwo in dieser Nacht, eine Tür, die er nur aufzuziehen brauche, damit das Licht wieder hereinströme. Als bald begann eine wahnwitzige Sucherei. Er griff sich mit der Hand an die Stirn. Er stellte sich vor, er ginge mit ausgestreckten Armen vorwärts, wobei er bald stolperte, bald steckenblieb, und er müsste nur auf einen Türknauf stoßen, um diesen Alptraum zu verlassen. Nach einer Weile fand er diesen Knauf. Er zog und zog ... und erinnerte sich an alles.

»Ich bin krank«, sagte das Telegramm. In seinem Hirn, in dem es seit mehreren Jahren so ruhig gewesen war, stießen die Vorstellung von Krankheit, die Unentschlossenheit in Bezug auf die Haltung, die er einnehmen sollte, und eine mit Härte vermischte Freude aufeinander. Er stellte sich vor, sein Kind sei von einer Geschlechtskrankheit befallen, ebenjener, vor der er am meisten Angst gehabt hatte für sie, eine Angst, die einer der Gründe für seine Unversöhnlichkeit gewesen war. »Bestimmt ist es das ...«, dachte er. Der Gedanke, dass, wenn dem so war, seine Tochter die Sache immerhin nicht zur Sprache gebracht

hatte, beruhigte ihn. Dann befahl ihm erneut Unruhe bei der Erinnerung an Edmond's Neigung, sich zu demütigen. »Sie will noch mehr leiden. Sie ist krank. Sie will es mich wissen lassen und mich, als Gipfel der Demütigung, anflehen, sie ein zweites Mal zu verstoßen.«

Wieder wurde es Nacht im Hirn von Antoine About. Es folgten das gleiche Umhertasten, die gleichen verzweifelten Anstrengungen, ans Licht zu gelangen. Er hatte Angst hinzuscheiden wie die Sterbenden am Tag vor den Festtagen. In der Ferne seiner Seele gewahrte er das Glück ähnlich einem leuchtenden Band. Und er plagte sich ab, schlug sich selbst, um wieder zu sich zu kommen.

Schließlich ging er ins Zimmer seiner Tochter, in dem die Fensterläden seit deren Weggang nicht geschlossen worden waren. Auf in einer Ecke gestapelten Reisekoffern lagen Frauenschuhe, deren Inneres grau war von einer flockigen Staubschicht. Ein Tuch bedeckte das Bett. Zwei Rahmen ohne Fotografien hingen an der Wand. Zum ersten Mal öffnete Antoine About das Fenster. Er rief die Dienstmagd:

»Nathalie ... komm ... komm schnell ...«

Das Fieber hatte ihn ganz plötzlich befallen. Er wusste nicht mehr, was er tat. Er begann, kreuz und quer durch die Wohnung zu gehen, ohne innehalten zu können. Jetzt wünschte er sehnlichst, dass alles vor Sauberkeit blitzen und diese Unordnung verschwinden möge, die seinen eigenen Verfall verriet.

Er ging in sein Zimmer zurück. Die Sonne machte es im Sommer unbewohnbar. Er schloss die Fensterläden. In einem Dämmerlicht, wie es im Sommer durch Blätterwerk entsteht, las er nochmals das Telegramm. »Es ist also wahr ... sie kommt zurück ... Sie wird bei mir leben ... die arme Kleine ... Oh, wie glücklich sie sein wird!« Er sprach laut vor sich hin. Von Zeit zu Zeit machte er eine Gebärde bar jeder Bedeutung. Er sah, wie sie sich eifrig um ihn bemühte. Plötzlich zog er sich auf dem Sessel, in den er sich gesetzt hatte, in sich selbst zurück. Innerhalb einer

Sekunde veränderte sich sein Gesichtsausdruck. Die Fröhlichkeit wich der Besorgnis. Er ließ das Telegramm los, betrachtete es misstrauisch, wie es da auf dem Boden lag, dann hob er es auf.

»Nathalie ... Nathalie!«

Als die Dienstmagd neben ihm stand, zeigte er ihr das Stück Papier.

»Siehst du es, siehst du es. Es ist blau. Es ist von meiner Tochter. Sie kommt.«

Wie er es einen Moment zuvor getan, ließ er das Telegramm los, das unter einen Stuhl glitt. Antoine About schaute Nathalie mit einem schalkhaften Ausdruck an:

»Jetzt kommt sie nicht. Begreifst du, Nathalie? Heb das Telegramm auf und gib es mir.«

Die Dienstmagd gehorchte. Antoine About frohlockte:

»Jetzt kommt sie. Begreifst du?«

Dieses Spielchen dauerte einige Minuten. Antoine About versuchte hartnäckig, der alten Magd begreiflich zu machen, dass seine Tochter kam, solange er das Telegramm in der Hand hielt, und dass sie nicht mehr kam, wenn er es losließ.

Jean-Antoine About war vierundsechzig Jahre alt. Er war klein, schwächlich und von einem solchen Leben beseelt, dass man in seiner Jugend gedacht hatte, »ein inneres Feuer verzehre ihn, und er werde jung sterben«. Sein Vater, Landwirt in der Aube, war, kaum vom Militärdienst befreit, nach Paris gekommen, angezogen von den Festen und dem Leben in den Cafés. Dank seiner Konstitution und seiner guten Schulabgangs- und Führungszeugnisse trat er mit vierundzwanzig Jahren als Lagerarbeiter in die Compagnie de l'Est ein und wurde dem Güterbahnhof von Pantin zugeteilt. Arbeitsam und ehrlich, stieg er schon bald zum Beschwerdedienst auf. Er war damit betraut, im Lager der fehlgeleiteten Pakete jene wiederzufinden, nach denen man verlangte. Dort machte er die Bekanntschaft eines Dienstmädchens, das seine Herrschaft auf die Suche nach einem seit sechs

Wochen verlorenen Paket geschickt hatte. Kurz darauf heirateten sie, und Jean-Antoine wurde geboren.

Wenn Antoine About heute einen Blick zurückwarf, stellte er fest, dass sein Leben in zwei gleich wichtige Abschnitte unterteilt werden konnte: in jene, da er gehorcht und in jene, da er befohlen hatte. Er behielt den ersten Abschnitt in unangenehmer Erinnerung, wenn es auch glückliche lichte Stellen darin gab wie die Erinnerung an freie Stunden, an Tage ohne Verantwortung, an Ambitionen, die noch durch nichts gedämpft worden waren. In einem bescheidenen Milieu aufgewachsen, hatte er sich aus eigener Kraft hochgearbeitet, wie man so schön sagt. Je deutlicher sich sein Erfolg abgezeichnet hatte, desto geringer war die Ehrfurcht geworden, die er seinen Eltern entgegenbrachte, denn sie erschienen ihm als armselige Leute, dass sie so lange dahingvegetiert hatten. Angesichts der Einfachheit, die den Dingen eigen wird, wenn man sich an sie gewöhnt hat, war er bestürzt, dass es seinen Eltern nicht gelungen war, sich aus ihrer Armut zu befreien. Wenn er seine eigene Karriere genauer betrachtete, war er bemüht, sich selber zu beweisen, dass sie nicht auf äußeren Umständen beruhte, auf der überraschenden Beliebtheit eines Stadtviertels oder eines Produkts etwa, sondern auf seinem Unternehmungsgeist und seiner Entschlossenheit. Dass die Gewerbesteuern, die Steuererklärungen, die selbst ausgestellten und gezogenen Wechsel oder die Fälligkeitstermine seinen Eltern als ein Hindernis erschienen waren, erstaunte ihn, für den heute keine Formalität mehr ein Geheimnis barg. Er wusste nicht um die Opfer, die die Seinen für seine Ausbildung gebracht hatten. Er war sich nicht bewusst, dass er dank ihrer seit seinen ersten Lebenstagen auf der Ebene der Kaufleute gestanden hatte und sein Aufstieg um eine Stufe kürzer war als der seiner Eltern, die die wesentliche Anstrengung an dem Tag unternommen hatten, als sie es wagten, ihr Dorf zu verlassen, um nach Paris zu kommen.

Bis er dreißig war, träumte er von einem Kapitalgeber. Er war von einem solchen Feuereifer beseelt, dass er ohne Unterlass

wiederholte: »Derjenige, der Vertrauen in mich hätte und mir eine große Geldsumme vorstreckte, würde kein schlechtes Geschäft machen. Er würde bald schon von seinen Kapitalrenten leben.« In dieser Absicht ging er in mehrere Agenturen oder Büros, deren Adressen er aus den Zeitungen herausschrieb. Doch jedes Mal schlug man ihm das Gegenteil vor, nämlich selber Geld vorzustrecken, wofür man ihm im Gegenzug einen großzügig entlohnten Direktorenposten oder gar Renditen anbot. Einen Monat lang kam er täglich mit einer Welt in Berührung, deren dunkles Treiben und närrische Ambitionen, die ja seinen eigenen glichen, ihn deprimierten. Er gab seine Suche auf. »Es gibt hellere Köpfe als mich, denen kein Erfolg beschieden ist«, dachte er. Er stellte fest, dass so, wie die Dinge standen, ihm nur der Zufall weiterhelfen könnte. Da kam ihm eine Idee, die ihm neuen Auftrieb verlieh. Um sich abzuheben von der Masse der Streber, der gewissenlosen Leute, von denen es in den Vorzimmern jener Büros nur so wimmelte, beschloss er, technische Kenntnisse auf einem Spezialgebiet zu erwerben. Statt sich in allen Bereichen zu verzetteln, würde er auf ein einziges Ziel zustreben, und um es zu erreichen, würde er all seine Kräfte einsetzen. Die Wörter »Praktikum, Fähigkeit, Spezialisierung« kamen in dieser Zeit dauernd über seine Lippen. Er war von einem einzigen Wunsch beseelt: einen Beruf, den er nur noch zu wählen brauchte, in all seinen Bereichen von Grund auf zu erlernen.

Einen Monat später trat er als Angestellter in das angesehene Tuchgeschäft Daniel in der Rue du Sentier ein, entschlossen, alle Stufen des Betriebs zu durchlaufen, und sollte es Jahre dauern, um das ganze Räderwerk der Organisation und alle Geheimnisse der Fabrikation kennenzulernen.

Unglücklicherweise, gerade so, als hätten sie das geheime Ziel erraten, das Antoine About verfolgte, behinderten die Arbeitgeber seine Ambitionen, indem sie seinen Anfragen Antworten entgegenhielten wie: »Monsieur About, Sie haben sich in unserer Warenmusterabteilung zu gut spezialisiert, als dass wir Sie ent-

behren möchten.« Da holte er dann am Ausgang der Läden seine Erkundigungen ein, sei es bei den Arbeiterinnen in den Ateliers, sei es bei den Angestellten in der Verwaltung, und er ging dabei sehr vorsichtig vor, um keine Aufmerksamkeit zu erregen. Am Abend las er in seinem Zimmer alle Bücher und Zeitungen über die Textilindustrie sowie Schriften über die Spekulation, die Devisen, die Börse, die, wie er spürte, zu seinem Berufsstand in einem direkten Zusammenhang standen. Im Restaurant, in den Straßenbahnen, überall dort, wo er Bekanntschaften knüpfen konnte, taxierte er die Leute und stellte dann seinen Gesprächspartnern nach kurzer Unterhaltung Fragen, denen er keinerlei Bedeutung beizumessen schien. »Wenn Sie wählen müssten«, fragte er, »würden Sie einen Anzug aus Kammgarnserge oder aus Tuch vorziehen?« Oder: »Was ist Ihrer Meinung nach teurer, ein Meter Samt oder ein Meter Seide?«

Die vollständige, absolute Spezialisierung war seines Erachtens das einzige Mittel, um aus der Mittelmäßigkeit auszubrechen. Er glaubte an sie wie an eine Religion. Sie allein ermöglichte ihm eine Existenz und ließ ihn auf ein besseres Leben hoffen. Mit zunehmendem Alter wurde dieses Bedürfnis nach Spezialisierung zu einer Krankheit, die umso schlimmer war, als ihm schien, seine Unwissenheit werde größer, je mehr er seine Kenntnisse erweitere. Er wollte sich über die Verwendung der Stoffe im Ausland informieren, über den Geschmack jedes Landes, und zu seiner Verblüffung erfuhr er, dass Seide in China genau so häufig verwendet wurde wie Baumwolle in Frankreich.

In der Firma Daniel unterhielt er freundschaftliche Beziehungen zu den Lieferanten und zu den Kunden, was dazu führte, dass er eines Tages unredlicher Machenschaften verdächtigt wurde. Man beobachtete ihn mehrere Monate lang, ohne dass er etwas ahnte. Es wurde gemunkelt, ein als Mitarbeiter eingestellter Polizeiinspektor überwache ihn. Eine Art Tabu lastete auf ihm. Seine Arbeitskollegen gewannen den Eindruck, er habe etwas verraten oder gestohlen, man werde eine Klage gegen

ihn einreichen. Niemand gab ihm mehr die Hand. Ein gewisser Marcel, in dessen Gesellschaft er sonntags am Stadtrand spazieren gegangen war, nahm ihn eines Tages beiseite und bat ihn, ihm den Brief zurückzugeben, den er ihm während eines Urlaubs geschrieben hatte und in dem er sagte, die Firma Daniel sei »ein mieser Laden«.

Ein wichtiger Kunde hatte gerade seine Bestellungen rückgängig gemacht, als der Firmenchef schließlich die Gewissheit erlangte, sein Angestellter werde von einem Konkurrenzunternehmen dafür bezahlt, die Kunden abzuwerben, indem er ihnen günstigere Preise anbot. Tags darauf wurde Antoine About vor die Tür gesetzt. Die Neuigkeit wurde von den Mitarbeitern mit einem Seufzer der Erleichterung aufgenommen, da sie befürchteten, durch Handlungen oder Worte, an die sie sich nicht mehr erinnern konnten, kompromittiert zu werden.

Eine Woche später erhielt Antoine About, der schriftlich ein Zeugnis verlangt hatte, einen frostigen Brief, in dem ihm Monsieur Daniel mitteilte, er könne »zu seinem großen Bedauern seiner Bitte nicht nachkommen, nicht etwa, dass es seine Arbeit nicht wert gewesen wäre, sondern aufgrund gewisser Vorkommnisse, auf die man besser nicht näher eingehe«.

Diese plötzliche Entlassung war Antoine Abouts Erfolg zum großen Teil förderlich. Als er es leid wurde zu wiederholen: »Das ist eine Ungerechtigkeit!«, und seine verletzte Eigenliebe sich erholt hatte, wurde er sich bewusst, dass ihn etwas von den anderen Angestellten unterschied, und zwar nicht nur ein umfangreiches Wissen über die Textilindustrie, sondern vor allem eine große Unabhängigkeit, eine Initiative, eine Kühnheit, die man bei einem Untergebenen nicht hatte ertragen können. »Man hat gespürt, dass ich dort nicht an meinem Platz war ...«, sagte er sich oft. »Man war neidisch.«

Im ersten Monat machte er, trunken vor Begeisterung und Freiheit, nichts anderes, als alle Leute zu besuchen, die er kannte.

Dank einiger Ersparnisse konnte er leben. Er erzählte überall die genauen Gründe für seine Entlassung. Wenn er erriet, dass seine Worte bei seinem Gegenüber auf Zweifel stießen, konnte er nur hinzufügen: »Glauben Sie mir, wenn Sie wollen!« Sein Bedürfnis, man möge ihm glauben, sein Verlangen zu beweisen, was er behauptete, war so dringend, dass er sich (angesichts des Unvermögens, auch nur jemanden zu überzeugen, ein Unvermögen, das ihm bis dahin nie aufgefallen war, das sich aber jetzt, da er eine größere Welt betrat, als ein Makel erwies) erstmals seiner Schwäche und seiner Unwissenheit bewusst wurde.

Bisweilen malte er sich einen Besuch bei irgendeiner allmächtigen Persönlichkeit aus. In der Stille seines Zimmers bemühte er sich dann, mit einem unsichtbaren Gesprächspartner in Zusammenhängen und logisch zu reden. Doch er merkte schon bald, dass er faselte. Ständig verlor er den Faden seiner Gedanken. Er bekam nicht genügend Luft. Um seinem Wissensmangel zu begegnen, machte er es sich zur Pflicht, alle Handbücher zu lesen, alle Grammatiken, alle Schriften, die ihm in die Hände fielen. Eine tiefe Bewunderung wuchs in ihm für diese unbekannteren Leute, die da schrieben, für die Journalisten, für die Redner. Der Gedanke, an sie heranzureichen, lag ihm fern. Sein sehnlichster Wunsch war es lediglich, eine Unterhaltung mit ihnen bestreiten zu können, ihnen nicht zu missfallen. Eines Tages schließlich fasste er den Entschluss, den Direktor einer wichtigen Tuchfirma aufzusuchen, von dem es hieß, er habe einen schwierigen Einstieg gehabt. Mehr als alles auf der Welt bewunderte er die Männer, die mit nichts angefangen und es zu einer hohen Stellung gebracht hatten. Es war ihm gleichgültig, ob sie gestohlen hatten oder getötet, bevor sie dorthin gelangt waren. Die Kraft war es, vor der seine schwächliche Person Achtung hatte. Doch er wurde nicht empfangen.

Mochte er bei der Unterhaltung bisweilen auch eine oberflächliche Verachtung für manche von ihnen empfinden, am Schluss sagte er immer: »Das ist ein Typ.« Jeder Mann, der von einer Ad-

ministration, von Personal, von Kapital, von Ehren umgeben war, war für ihn ein »Typ«. Mehr noch als nach einer Position, das war ihm während seiner momentanen Untätigkeit plötzlich bewusst geworden, strebte er danach, ein solcher »Typ« zu werden.

So erschien ihm denn auch, einige Monate nachdem er die Firma Daniel verlassen hatte, alles, was er jahrelang gelernt hatte, nutzlos. »Das sind kleine Mittel. Man muss mit großer Kelle anrichten!«, wiederholte er. Und oft, wenn er wieder allein war, packte ihn eine Art Raserei bei dem Gedanken, dass ihm so wenig fehlte, um groß zu sein, und dass dieses wenige doch so schwer zu erlangen war. Wie eine Frau, die einzig ein zu großer Mund verunstaltet, ärgerte er sich maßlos, dass er seinen Geist nicht ändern konnte, zumal er spürte, dass dieser biegsam war. »Ich müsste nur gewandt sprechen, auf alles eine Antwort haben.« Doch so sehr er sich bemühte, er blieb der gleiche. Da erfasste ihn tiefe Verzweiflung. Er war sich der Mittelmäßigkeit bewusst, zu der er verurteilt war. Er schloss sich in sein Zimmer ein und weinte, stundenlang. Die Zukunft schien ihm wolkenverhangen. Kein Silberstreifen zeigte sich am Horizont. Um ihn herum herrschte überall die gleiche Feindseligkeit, die zu überwinden er nicht die Kraft spürte.

Völlig entmutigt, beschloss er wegzugehen in ein kleines Dorf in der Aube, wohin sich seine Eltern inzwischen zurückgezogen hatten. Er war damals fünfunddreißig Jahre alt.

Als er in Onjon, nahe Troyes, eintraf, wurde ihm in seinem Dünkel plötzlich die Stärke seiner Ambitionen bewusst, die eigene Größe neben den ruhigen Bauern, die zu ihm aufschauten, weil er aus einer Stadt kam. Dieses Überlegenheitsgefühl gab ihm neuen Auftrieb. All diese Leute, die da in Frieden lebten, eröffneten ihm plötzlich weite Horizonte. Unter den unzähligen Erdenbürgern gehörte er zu jenen, die ihrem Ziel am nächsten kamen. Alles, was er gesehen und gehört hatte, stellte ihn weit über dieses bescheidene und sesshafte Volk.

Bald schon knüpfte er Beziehungen. Allen erzählte er vom hektischen Leben in den Städten. Meist hörte man ihm andächtig zu. Wenn zufällig einmal jemand einen Einwand vorbrachte, tat sich Antoine About sofort mit seinen Antworten hervor.

Während der Sommerferien lernte er Marthe kennen, die Tochter des Schulmeisters. Sie war achtzehn Jahre alt. Bis jetzt hatte sie den größten Teil des Jahres als interne Schülerin am Volksschullehrerseminar von Châlons zugebracht. Sie hatte soeben ihr Abschlusszeugnis erhalten. So war sie denn in diesem Monat August bei dem Gedanken, dass sie nicht mehr in jenen nüchternen Bau am Marneufer zurückkehren würde, besonders vergnügt.

Sobald sie nicht mehr in einer Gruppe von Mädchen war, in der ihr Schalk auffiel und sie sichtlich zu jedem Schabernack bereit war, wurde Marthe scheu und befangen. Wegen jeder Kleinigkeit bekam sie einen Lachanfall, und kaum hatte man sie angesprochen, errötete sie bis über beide Ohren. Sie versteckte sich dann in einem anderen Zimmer oder im Garten, und wenn sie wieder erschien, tat sie seltsamerweise so, als sei nichts geschehen. Daran, an ihrer Art, die Augen niederzuschlagen, an jener halsstarrigen Entschlossenheit, nicht zu antworten, wenn ihr jemand einen Verweis erteilte, spürte man, dass sie in gar manchen Dingen beschlagen war, dass der Mann, den sie heiraten würde, in ihren Augen lächerlich und voller Fehler sein würde, über die sie nach außen hin würde hinwegsehen können. Körperliche Missbildungen fielen ihr sofort auf. Eine Art Grausamkeit trieb sie dazu, darüber zu lachen. Sie machte sich über alle lustig. Immer war sie die Erste, die den Leuten Spitznamen gab. Obschon sie in Jean-Antoine Abouts Gegenwart noch immer befangen war, weil sie ihn kaum kannte, bedauerte sie, dass keine ihrer Schulkameradinnen da war, um ihr den Spitznamen anzuvertrauen, der ihr am ehesten zu dem jungen Mann zu passen schien: »Spinnenbein«.

Dieser Charakter missfiel Antoine About nicht. Marthe war hübsch. Außerdem wäre es ihm angenehm gewesen, ein junges

Mädchen zu formen, das vermutlich gebildeter war als er. Eines Tages, am späten Nachmittag, begegnete er ihr auf einer Abkürzung, als sie von einem Feld zurückkam. Er bat um ihre Erlaubnis, sie zu begleiten. Er hatte sie bis jetzt nur neben ihrem Vater gesehen, schüchtern und zurückhaltend. Sie antwortete geziert:

»Und warum denn, Monsieur?«

»Ich wäre glücklich, ein bisschen mit Ihnen zu plaudern.«

»Wenn Sie wollen, aber ich warne Sie, ich bin nur ein Kind.«

Sie schlugen einen schmalen Weg ein, auf dem sie hintereinander gehen mussten. About wollte vorangehen, um die Äste für sie zurückzubiegen. Von Zeit zu Zeit blieb Marthe stehen, um eine Blume zu pflücken. Sie atmete einige Schritte lang ihren Duft ein, dann warf sie sie weg.

»Sie sind grausam. Für eine Befriedigung von einigen Sekunden nehmen Sie unschuldigen Blumen das Leben.«

Sie blieb stehen. War diese poetische Sprache für eine erwachsene Person an sich schon ein wenig lächerlich, erschien sie ihr noch zehnmal lächerlicher.

»Leben denn die Blumen?«

»Als wüssten Sie das nicht!«

»Nein, ich wusste es nicht.«

Sie heuchelte beim Sprechen meisterhaft Erstaunen. Antoine About war entzückt über diese Kindereien, vor allem beim Gedanken, dass er aus diesem leichtsinnigen Geschöpf später eine Frau machen würde. Er stellte sich vor, wie er neben ihr stand, in Paris, wie er ihr Ratschläge erteilte, ihr die Schwierigkeiten des Lebens erklärte, während sie ihn ab und zu mit einer naiven Frage unterbrach.

»Sie sind ein nettes kleines Mädchen«, sagte er und nahm ihre Hand.

Da brach sie in lautes Lachen aus. Er sah sie verblüfft an.

»Warum lachen Sie so?«

Bis jetzt war ihr eine Antwort immer erspart geblieben. In der Schule oder vor ihrem Vater hatte sie lachen können, ohne

dass man darauf bestanden hatte, die Gründe für ihre Heiterkeit zu erfahren. Doch diesmal spürte sie, dass sie antworten musste, dass sie jemanden verletzt hatte. Sie wusste nicht, was sie sagen sollte. Plötzlich lief sie wie eine Verrückte los. Antoine About nahm die Verfolgung auf, und als er sie eingeholt hatte, packte er sie grob bei den Handgelenken. Sie war ganz rot. Sie lachte nicht mehr. Die Wut ließ ihre Nasenflügel zittern.

»Lassen Sie mich los.«

»Ich werde Sie erst loslassen, wenn Sie mir gesagt haben, warum Sie gelacht haben.«

Mit einer Heftigkeit, in der die Verachtung für Antoine Abouts schwache Konstitution erkennbar war, machte sie sich los. Sie fürchtete keinerlei Repressalien, wenn sie sich verteidigte. Obschon sie eine Frau war, fühlte sie sich stärker.

»Sie sollen mich in Ruhe lassen!«

Mit raschen Schritten ging sie davon. Sie hätte gleichzeitig lachen und weinen mögen. Antoine About folgte ihr. Sie drehte sich um, und als sie ihn hinter sich sah, begann sie wieder zu laufen. Diesmal verfolgte er sie nicht: »Sie ist ein Kind«, dachte er. »Sie sollte heiraten.«

Zwei Wochen später sprach Jean-Antoine About bei Monsieur Leroy, Marthes Vater, vor und bat ihn um die Hand seiner Tochter. Als man das Kind fragte, antwortete es: »Wenn du möchtest, Papa.« Am Ende des Sommers wurde in der Gemeindeverwaltung des Dorfes, in diesem Fall im Klassenzimmer, wo Monsieur Leroy unterrichtete, die Trauung vollzogen. Etwa zwanzig Personen wohnten der Zeremonie bei, die eher in Würde als in Fröhlichkeit vonstattenging. Das Dorf wusste, dass das neuvermählte Paar gleich darauf nach Paris aufbrechen wollte.

Während der Ferien hatte Antoine About mit zahlreichen Bauern der Umgebung Bekanntschaft geschlossen. Überall hatte er von den Geschäften erzählt, die er aufziehen wollte, wenn er das nötige Geld fände. Er flößte Vertrauen ein mit seiner

einfachen Art, sich zu kleiden, mit seinem technischen Wissen, einem aufrichtigen Ton, den vorzutäuschen er bei seinem nichtssagenden Gesicht und seiner schwächlichen Konstitution unfähig zu sein schien.

An einem dunstigen 15. Oktober verließ er Onjon mit seiner jungen Frau, deren Mitgift von zwanzigtausend Franc am Tag zuvor auf eine Pariser Bank überwiesen worden war. Außerdem hatten ihm zahlreiche Landwirte ihre Unterstützung zugesagt für den Tag, da er für ein seriöses Unternehmen ihre Hilfe benötigen würde.

Zwei Monate lang flanierte er durch die Stadt auf der Suche nach einem Geschäft, das unter seinem Wert gehandelt wurde. Schließlich fand er in einer Straße neben der Place Blanche eine Art langen Korridor, der von einem Kriegsflieger als Restaurant eingerichtet worden war und die Aufschrift trug: *A l'as des as*.

Es war feucht. Der Treppenaufgang des Hauses bildete eine Ausbuchtung in der Mitte dieses Korridors und unterteilte ihn in zwei enge Räume. Genau in der Mitte des ersten Raums führte eine Falltür aus Holz zum Keller. Nur wenige Passanten kamen hierher, um sich zu stärken. Hinter dem Ofen, der im Winter heizte, war die Täfelung rissig. Die Plätze in seiner Nähe waren unerträglich heiß, während der Rest des Korridors eisig kalt war. Unter der Eingangstür klaffte ein zwei Finger breiter Spalt, durch den die Luft hereindrang, angezogen von der zweiten Tür am Ende des Korridors, die auf einen dunklen kleinen Hof hinausging, in dem eine Art Verschlag als Küche diente.

Für einen geringen Betrag erwarb Antoine About das Geschäft und gleichzeitig eine kleine Zweizimmerwohnung im fünften Stock desselben Hauses. Er hatte festgestellt, dass es in diesem Stadtviertel, wo man auf Schritt und Tritt auf Hotels stieß, die von liederlichen Frauenzimmern bewohnt waren, keinen Damenfriseur gab, es sei denn, man ging entweder bis zur Place Blanche oder aber bis zu den belebteren Straßen, wo der Preis für Schneiden und Ondulieren oft sehr hoch war.